

Wege in Arbeit und Beruf

Wie kann Teilhabe von Jugendlichen mit Lernbehinderungen gelingen?

Der Übergang in Arbeit und eine gelingende Teilhabe am Arbeitsleben sind wohl für die allerwenigsten ein Selbstläufer. Viele Jugendliche und junge Erwachsene stehen in dieser Zeit vor entscheidenden Fragen und großen Herausforderungen: Welche Möglichkeiten gibt es für mich? Was kann ich, was will ich – und wo finde ich einen geeigneten Platz? In der Zeitschrift LERNEN FÖRDERN berichten wir regelmäßig darüber, wie bereits Kinder, Jugendliche, aber auch noch Erwachsene mit Lernbehinderungen auf diesem langen und selten einfachen Weg begleitet und unterstützt werden. Auch Eltern stellen sich viele Fragen und sorgen sich, ob und wie ihre Kinder ihren Platz im Leben finden können. Für sie bietet der LERNEN FÖRDERN-Bundesverband mit seinen Untergliederungen ebenfalls vielfältige Informationen und Ansprechpartner. Sie können dabei auch von den Erfahrungen anderer Eltern profitieren.

Entscheidend dafür, dass berufliche Teilhabe gelingen kann, sind mehrere Faktoren.

Rahmenbedingungen

Erstens müssen **bildungspolitische Grundlagen** dafür geschaffen werden: Vor allem Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigungen sind darauf angewiesen, dass sie in ihrer Schule auf ihr zukünftiges Leben vorbereitet werden. Eine entsprechende Vorbereitung sollte auch eine ausführliche Berufsorientierung und intensive Berufsvorbereitung miteinschließen. Denn Jugendliche müssen erst einmal ihre Stärken kennen und wissen, welche Berufe es überhaupt gibt und für sie in Frage kommen. Die meisten Jugendlichen kennen auch heute noch vor allem „klassische“, alt-hergebrachte, bekannte Berufe und interessieren sich dementsprechend dafür. Moderne Berufe sind ihnen eher unbekannt. (siehe OECD-Studie, S. 9) Darüber hinaus ist es **zweitens** ebenso notwendig, dass Kinder die Gelegenheit erhalten, sich in verschiedenen Bereichen auszuprobieren. Nur auf diese Weise können sie herausfinden, welche Tätigkeiten ihnen liegen. Sie können ihre Fähigkeiten und **Talente entdecken und weiterentwickeln** – und feststellen,

was ihnen Spaß macht. Schulen können – müssen – hierfür einen geeigneten Rahmen schaffen. Dafür bieten sich neben typischen Praktika auch Arbeitsgemeinschaften, Projektgruppen oder Schülerfirmen an. Mehr dazu auf S. 19 in diesem Heft. Diese praktischen Erprobungen für ihre Schülerinnen und Schüler sollte jede Schule anbieten – unabhängig davon, um welche Schulart oder Beschulungsform es sich handelt.

Drittens entscheidet auch die **gesellschaftliche Akzeptanz** mit darüber, ob Jugendlichen und vor allem auch noch jungen Erwachsenen mit Beeinträchtigungen ihre individuelle Teilhabe gelingen kann. Nur wenn ein Unternehmen – mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – offen dafür ist, ihnen eine Chance zu geben, können Menschen mit Behinderungen einer Tätigkeit nachgehen, bei der sie nicht nur zufrieden sind, sondern sich auch wohl- und akzeptiert fühlen. Leider hören wir immer wieder von Jugendlichen oder ihren Begleitern, dass sie beispielsweise bei einem Praktikum nur ausgenutzt werden, dass sie gemobbt werden oder zu viel Druck ausgesetzt werden. (Mehr dazu auch in unserer Umfrage ab S. 11.) Glücklicherweise können und konnten wir aber in LERNEN FÖRDERN immer wieder auch erfolgreiche Beispiele vor-

stellen. Dabei kooperieren Schulen, Berufsschulen, Berufsbildungswerke, die Agenturen für Arbeit und weitere Einrichtungen mit lokalen und regionalen Arbeitgebern. Dank dieser lang-jährigen, etablierten Netzwerke können sie „ihren“ Kindern und Jugendlichen Praktika, Ausbildungs- und Arbeitsplätze vermitteln.

Auf dem Weg zur Teilhabe am Arbeitsleben spielen **viertens** die **individuelle Begleitung und Betreuung** eine entscheidende Rolle. Insbesondere Menschen mit Lernbehinderungen sind – unabhängig von ihrem Alter – auf persönliche Beziehungen angewiesen. Sie können am besten (dazu)lernen, wenn ihnen eine feste Bezugsperson zur Seite steht. Eine Bezugsperson, die sie gut und lange kennt; die über ihre Stärken und Schwächen Bescheid weiß; die sie motivieren kann und empathisch und offen für ihre Fragen und Unsicherheiten ist. Diese Begleitung ist nicht nur für Kinder grundlegend, sondern auch noch bei älteren Jugendlichen. Darauf gehen beispielsweise personenzentrierte Ansätze in der Ausbildung ein. (Mehr dazu ab S. 14.)

Schließlich müssen selbstverständlich auch die **gesetzlichen Rahmenbedingungen** dazu stimmen.

Individuelle Wege in Arbeit und Beruf – Beispiele aus Elternsicht

Wege in Arbeit und Beruf und damit Wege zur erfolgreichen und gelingenden Teilhabe am Arbeitsleben sind individuell. Deshalb kann es auch keine einfache und pauschalisierende Erklärung geben, wie diese Wege gelingen können. Die folgenden Beispiele zeigen, vor welchen Herausforderungen Kinder und Jugendliche (und damit auch ihre Eltern) stehen können. Sie zeigen, worauf es ankommen kann. Dabei wird deutlich, wie wichtig eine frühzeitige Begleitung und Betreuung sind. Insbesondere die sonderpädagogische Förderung noch während der Schulzeit, eine rechtzeitige und differenzierte Feststellung des Förderbedarfs sowie kontinuierliche Ansprechpartner sind unabdingbar.

In einer Umfrage erkundigte sich LERNEN FÖRDERN bei Eltern nach dem beruflichen Werdegang ihrer Kinder, 15 Eltern antworteten uns ausführlich auf diese und weitere Fragen: Wie erlebten sie die Schulzeit ihres Kindes, wie wurde der Übergang von der Schule in Ausbildung und Arbeit gestaltet und (wie) gelang den jungen Erwachsenen die Teilhabe am Arbeitsleben? So vielfältig die Antworten der Eltern sind, so unterschiedlich sind die individuellen Wege, jedoch zeigen sich auch Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten: Alle jungen Erwachsenen, von denen wir im Rahmen dieser kleinen Umfrage erfahren haben, befinden sich derzeit in Ausbildung oder Arbeit – die meisten der älteren können dabei in dem Beruf arbeiten, den sie erlernt haben. Sie arbeiten vor allem als Metallbearbeiter, in der Hauswirtschaft oder im Verkauf sowie im Lager. Allen ist ebenfalls gemeinsam, dass sie durchschnittlich lange Arbeitszeiten haben, oft arbeiten sie 40 Stunden in der Woche oder mehr. Dabei fühlen sie sich an ihren Arbeitsplätzen durchgehend wohl und erhalten Unterstützung durch ihre Kolleginnen und Kollegen sowie Vorgesetzten. Teilweise wird die Arbeitsbelastung als „mittel“ oder „normal“ beschrieben – die meisten fühlen sich dabei „(gut) ausgelastet“ oder „normal“ gefordert – teilweise sind sie aber auch unterfordert. Während etwa die Hälfte der Befragten mit ihrem Gehalt unzufrieden ist – es sei einfach zu wenig – sind die anderen (relativ) zufrieden: Sie können „davon leben“. Mit ein Grund dafür ist sicher, dass ein Großteil (über drei Viertel) der Befragten noch bei den Eltern lebt und keine eigene Wohnung bezahlen muss.

Wichtige Grundlagen für diese erfolgreiche Teilhabe am Arbeitsleben wurden dabei in der Schulzeit gelegt. Auch wenn der individuelle Förderbedarf teils bereits im Kindergarten, teils früher oder später während ihrer Schulzeit festgestellt wurde, erhielten die meisten doch eine „gute“, „ausreichende“ und „zielführende“ Berufsorientierung und Berufsvorbereitung, mit Unterstützung durch die Schule, einzelne Lehrkräfte und die Agentur für Arbeit. Besonders hilfreich wird von den meisten Eltern die Zeit der Berufsvorbereitung nach dem ersten Schulabschluss beschrieben. Die meisten Jugendlichen besuchten dabei eine Berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme, die nur von zwei Befragten als „frustrierend“ beschrieben wurde. Die anderen erlebten diese Zeit als „positiv“ und „hilfreich“ – und als eine Zeit, in der sich die individuellen Berufswünsche und -vorstellungen konkretisieren konnten.

Im Folgenden erzählen vier Mütter ausführlicher vom beruflichen Werdegang ihrer Kinder. Sie können beispielhaft für die vielfältigen Möglichkeiten und Herausforderungen stehen, mit denen auch die anderen Jugendlichen und jungen Erwachsenen konfrontiert waren – und mit denen noch viele konfrontiert sein werden. Wir berichten von drei Frauen, die die langwierige Übergangszeit von der Schule über die Berufsvorbereitung und Qualifizierung bis zur Teilhabe am Arbeitsleben schon einige Jahre hinter sich haben. Zuvor aber möchten wir einen jungen Mann vorstellen, der derzeit seine Ausbildung absolviert. Die folgenden Beispiele sind gerade in ihren Differenzen typisch für

die Wege und Herausforderungen von Kindern und Jugendlichen mit Lernbehinderungen, bei denen es sich um keine heterogene Gruppe handelt. Ihre jeweiligen Beeinträchtigungen können verschiedene Ursachen und Auswirkungen haben sowie unterschiedlich stark ausgeprägt sein.

Wege in Arbeit: Ein junger Mann in Ausbildung

David¹ erlernt gerade den Beruf des Metallbauers. Eine Wahl, die verhältnismäßig schnell feststand: „Bereits ab dem zweiten Praktikum war für ihn klar, dass er Metallbau erlernen wollte.“ Ein Wunsch, den die Eltern nur unterstützen konnten, da er „aus unserer Sicht sehr realistisch“ war. Dies bestätigen auch seine bisherigen Erfahrungen in der Ausbildung: „Er geht voll in seiner Tätigkeit auf“, erzählt die Mutter. Seine Ausbildungszeit selbst erlebt er ebenfalls sehr positiv. Dank einer Einstiegsqualifikation (EQ) konnte er ohne Druck das erste Lehrjahr erkunden.

Schritt für Schritt zum Ziel

„Dank der vielen Praktika in seiner Schulzeit hat unser Sohn sehr schnell den Beruf seiner Wahl gefunden und immer wieder im gleichen Betrieb ein Praktikum durchgeführt.“, erzählt seine Mutter. Er machte sogar freiwillige Praktika in den Schulferien. Nicht zuletzt dieses Engagement hatte den Ar-

¹ Alle Namen im Text sind geändert.

beitgeber auch dazu bewogen, David in die Ausbildung bzw. eine berufliche Einstiegsqualifikation, gefördert von der Agentur für Arbeit, im Betrieb aufzunehmen. Auf diese Weise kam es zu einem nahtlosen Anschluss nach dem Abschluss der Förderschule.

Unsicherheit im Übergang

Die Unterstützung durch die Förderschule beschreibt seine Mutter als „herausragend“. Von dieser Seite wurden sämtliche Kontakte zur Bundesagentur für Arbeit vorbereitet. Lediglich zu Beginn seiner Ausbildung kostete ihn eine Empfehlung – von der Mutter als „Fehlberatung“ eingeschätzt – fast die Ausbildung:

„Für den Anschluss an die Schule wurde der Reha-Bedarf unseres Sohnes anerkannt. Deshalb wurde ihm die Durchführung einer Einstiegsqualifikation (EQ) empfohlen, was keinen Nachteil für ihn bedeuten würde, da die Handwerkskammer ggf. die EQ als Lehrjahr anerkennen würde. Sein Arbeitgeber hätte ihn auch direkt in das erste Lehrjahr aufgenommen, dies nahmen wir nach ausführlicher Ab- und Rücksprache zwischen Arbeitgeber, der BA und uns nicht an. Unser Sohn startete also mit der EQ.

Während der EQ stellte sich heraus, dass unser Sohn schulisch durchaus mit den anderen Schülern mithalten konnte und die Schule signalisierte dem Arbeitgeber, dass er ins 2. Lehrjahr überführt werden könne. Lediglich die Handwerkskammer wollte zunächst die EQ nicht als 1. Lehrjahr anerkennen, sondern unseren Sohn erneut das erste Lehrjahr absolvieren lassen, um am Ende der Ausbildung diese um ein halbes Jahr zu verkürzen. Da der Arbeitgeber jedoch bereits einen neuen Auszubildenden im 1. Lehrjahr aufgenommen hatte, wäre ohne die mittlerweile erfolgte Anerkennung durch die zuständige Kammer unser Sohn beinahe ohne Ausbildungsplatz gewesen.“

Diese „Zeit bis zur Anerkennung seiner EQ als Ausbildungsjahr belastete

ihn sehr.“ – verständlicherweise. Heute sind Davids Eltern optimistisch, sie „hoffen auf eine Übernahme im Jahr 2022“ und schätzen sein weiteres Berufsleben positiv ein:

„Wenn unser Sohn nach der Ausbildung übernommen wird, denken wir, ist er in der Gesellschaft angekommen. Vonseiten der Arbeitskollegen und des Arbeitgebers wird er akzeptiert und geschätzt. Er erhält keine ‚Sonderrolle‘ in der Firma, der Arbeitgeber signalisierte uns, jeder Mensch, ob mit oder ohne Beeinträchtigung, sei individuell und die Mitmenschen müssten sich diesem Umstand anpassen. Daher würde unser Sohn auch mit allen Rechten und Pflichten im Betrieb versehen und es gäbe keinerlei Probleme im Umgang mit ihm.“

Allerdings bestehen auch während der Ausbildung „weiterhin“ Schwierigkeiten, so „bei Berufsschulaufgaben und dem Berichtsheft. Hier ist elternseitig massive Unterstützung geboten.“ Dabei erhält David wenig Unterstützung durch Kollegen und Vorgesetzte, die er „aber auch nicht einfordert. Er verlässt sich auf sein Elternhaus.“ Seine Zurückhaltung liegt sicher auch an seinen bisherigen (schulischen) Erfahrungen, denn sein Weg in die Ausbildung war alles andere als leicht:

„Bereits im Kindergarten fiel unser Sohn auf. Er war ein Einzelgänger, beteiligte sich nicht an Gruppenmaßnahmen. Sonderpädagogische Förderung wurde seinerzeit abgelehnt, es bestehe kein Förderbedarf. Im ersten Schuljahr wurde er direkt zeitweise vom Unterricht ausgeschlossen, da er Leistungen verweigerte. Bei Überforderung wurde er laut und aggressiv. Schließlich wurde er zur Förderschule mit dem Förderschwerpunkt Emotionale und soziale Entwicklung umgeschult. Dort wurde er zunächst bis zur 7. Klasse ‚zielgleich‘ beschult. Nach einem Lehrerwechsel stieg der Druck auf ihn wieder an. Infolgedessen veranlassten wir den Wechsel auf eine Förderschule mit Förderschwerpunkt Lernen. Diese besuchte er von der 8. bis zur 10. Klasse.“

Drei Frauen und ihr Weg zur Teilhabe

Zwei der jungen Frauen arbeiten aktuell nicht mehr in ihrem erlernten Beruf, sondern sind in einer Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) tätig – und gelten hier als Leistungsträgerinnen. Dabei fühlen sie sich größtenteils wohl: „Für sie ist das die richtige Stelle“, antwortete eine Mutter auf die Frage, ob sich ihre Tochter über- oder eher unterfordert fühle.

Erfolgreich im Gartenbau

Die dritte junge Frau (nennen wir sie Caroline) arbeitet erfolgreich in ihrem erlernten Beruf als Gartenbaufachwerkerin. Sie arbeitet in einer Gärtnerei, mit zum Teil eigenen Aufgabenbereichen. Dabei fühlt sie sich – so die Beobachtung ihrer Mutter – sehr wohl. Sie fühlt sich weder über- noch unterfordert, auch wenn es selbstverständlich „stressige, aber auch ruhigere“ Tage gibt, und dies bei langen Arbeitszeiten: Von „8:00 Uhr bis 13:00 Uhr und 14:00 Uhr bis 18:30 Uhr“. Entscheidend ist wohl: Caroline wird von ihren Kolleginnen und Kollegen sowie Vorgesetzten respektiert, was sicher auch damit zusammenhängt, dass sie sich inzwischen so gut auskennt, dass sie ihre Kolleginnen und Kollegen unterstützen kann. Doch auch ihr Weg war nicht ohne Hürden (s. S. 13).

Feststellung des Förderbedarfs

Dass die drei jungen Frauen sehr verschiedene Bildungswege gegangen sind, liegt einerseits an ihrem unterschiedlichen Förderbedarf, andererseits aber auch daran, dass dieser zu unterschiedlichen Zeitpunkten festgestellt wurde. Deutlich wird in ihren Berichten, dass die Feststellung des Förderbedarfs – und damit verbunden der Anspruch auf ein sonderpädagogisches Bildungsangebot – in jedem Bundesland anders gehandhabt wird und dadurch von vornherein unterschiedliche Wege eingeschlagen werden.

Der Weg in Arbeit – Schulzeit, Berufsvorbereitung, Ausbildung und die Zeit danach

Die Entwicklungsverzögerung von **Bine** wurde im Kindergarten deutlich, dort wurde festgestellt, dass sie nicht so schnell lernen kann wie ihre Altersgenossen. Noch deutlicher wurde ihre Entwicklungsverzögerung in der Grundschule. Deshalb wurde sie gleich in der 1. Klasse in ein Sonderpädagogisches Förderzentrum Lernen umgeschult. Dort erhielt sie die Förderung und Unterstützung, die sie brauchte – auch in der Phase der Berufsorientierung und Berufsvorbereitung. Die Unterstützung vonseiten der Schule sowie der Berufsberatung bezeichnet ihre Mutter als „sehr gut“. Konkrete berufliche Vorstellungen konnte Bine während ihrer Schulzeit noch nicht entwickeln, sie war weiterhin entwicklungsverzögert, ihre Wünsche erschienen ihrem Umfeld eher unrealistisch.

Zur weiteren Berufserkundung besuchte sie deshalb eine berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme und machte eine Reha-Ausbildung zur Fachpraktikerin in der Hauswirtschaft. Während dieser Zeit der Berufsvorbereitung und Ausbildung „hat sie keine Probleme gehabt und war positiv eingestellt“ und „eigentlich zufrieden“, so ihre Mutter. Im Anschluss an ihre Ausbildung arbeitete sie drei Jahre in einer Integrationsfirma. Hier war sie mit 50 Prozent angestellt. Leider wurde sie dort stark gemobbt und wechselte deswegen in eine Werkstatt für behinderte Menschen. Hier fühlt sie sich wohl, sie wird nicht mehr überfordert und bekommt Anerkennung für ihre Leistungen.

Carolines Förderbedarf wurde erst nach der Kindergartenzeit festgestellt, erzählt ihre Mutter: „Die Lehrerin in der ersten Klasse hat uns auf die Förderschule hingewiesen. Dort wurde sie getestet, eine Lernbehinderung wurde festgestellt“, sodass „unsere Tochter im ersten Schuljahr aus der Grundschule in die Förderschule wechselte“.

Die Zeit der Berufsorientierung und Berufsvorbereitung erlebte die Mutter als gut: „Der Reha-Berater der Agentur für Arbeit begleitete die Berufsfindung und -ausbildung intensiv.“ Da Caroline

noch keine konkreten Berufsvorstellungen hatte, waren die schulische Berufsorientierung sowie die Praktika sehr hilfreich: „Sie zeigten ihr, was ihr gefällt und was nicht. Zum Beispiel, dass die Arbeit in der Küche für sie zu stressig ist.“ So konnte Caroline nach ihrer Schulzeit eine außerbetriebliche Ausbildung in einer Einrichtung der beruflichen Bildung machen. Diese Zeit war für sie „positiv und hilfreich“. Die Zeit nach der Ausbildung war allerdings erst einmal frustrierend, da sie nicht sofort eine Arbeitsstelle fand. „Sie wurde oft zum Probearbeiten angefordert, bekam dafür kein Geld und wurde oft nur ausgenutzt. Zum Beispiel durfte sie einen Tag lang für einen Gärtner Laub rechen oder für einen anderen einen Tag lang Heckenschnitt einsammeln. Nach den Einsätzen hat sie nie mehr etwas von diesen Gärtnern gehört.“ Doch schließlich fand Caroline eine gute Anstellung – was nicht nur positiv, sondern auch herausfordernd war: „Sie musste umziehen, da der Arbeitsplatz 80 km entfernt war.“ Dort arbeitet sie seither ohne Zeiten von Arbeitslosigkeit. Heute kann die Mutter somit festhalten: Sie ist gut im Arbeitsleben angekommen, sie bekommt gute Rückmeldungen und ihr selbst gefällt ihre Arbeit sehr gut (siehe Kasten links) – so kann es weitergehen: „Sie möchte dort arbeiten so lange es geht. Die Aussichten sind gut.“

Für **Alisa** gestaltete sich die Übergangszeit nach der Schule schwieriger. Die Reha-Beratung war Teil des Übergangprozesses, allerdings wurden die Berufsorientierung und Berufsvorbereitung von den Eltern als „wenig zielführend“ beschrieben. Alisa hatte schon in dieser Zeit konkrete Vorstellungen, was sie später machen möchte. Dieser Wunsch, mit Holz oder im Gartenbau zu arbeiten, wurde von ihrer Mutter als „vorstellbar“ eingeschätzt. Deshalb besuchte sie nach der Schule eine Qualifizierungsmaßnahme zur Berufsvorbereitung und danach eine berufsvorbereitende Bildungsmaßnahme in einer Gärtnerei. Diese Zeit, vor allem der Besuch der Berufsschule, wurde von ihr als frustrierend erlebt. Ausdrückliches Ziel war das Erreichen eines Hauptschulabschlusses, dieses Ziel hat bei ihr „nur Frust und Angst ausgelöst“.

Nach sechs Monaten erhielt Alisa die Mitteilung, „sie sei nicht für den allgemeinen Arbeitsmarkt geeignet“, und musste ihre BvB-Maßnahme abbrechen. Darauf folgte ein Praktikum in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung (WfbM) und danach zwei Jahre im Berufsbildungsbereich. Seit dieser Zeit arbeitet sie in der WfbM. Zuerst acht Jahre in der einfachen Holzwerkstatt, seit vier Jahren im hauswirtschaftlichen Bereich, dort zurzeit in der Reinigung. Nach mehreren Praktika sind die Versuche, auf dem freien Arbeitsmarkt Fuß zu fassen, gescheitert und für Alisa zumindest zurzeit kein Thema mehr. Ihre Zufriedenheit schwankt dabei sehr, erzählt ihre Mutter: „Sie leidet darunter, dass sie behindert ist. Sie hat keine Freunde, alle Freundschaften gehen immer wieder in die Brüche.“

Können die jungen Frauen heute auf eigenen Beinen stehen?

Gemeinsam ist Alisa, Bine und Caroline, dass sie nicht von ihrer Arbeit leben können. So berichtet Carolines Mutter beispielsweise, ihre Tochter erhalte „seit zehn Jahren den Mindestlohn und manchmal eine Sonderzahlung zu Weihnachten und für Urlaub. Ohne unsere finanzielle Unterstützung wäre es schwierig, ein eigenes Auto wäre beispielsweise nicht möglich.“ Alisa und Bine erhalten „Taschengeld plus Grundsicherung“.

Teilweise sind die jungen Frauen mit ihrem Gehalt unzufrieden, teilweise genügt es ihnen aber auch für ihre Bedürfnisse. Das liegt sicher auch mit daran, dass sie von ihren Eltern unterstützt werden.

Diese elterliche Unterstützung beschränkt sich bei allen jungen Erwachsenen nicht nur auf finanzielle Zuwendungen, sondern insbesondere auch auf Hilfe bei alltäglichen Angelegenheiten wie die Organisation des Haushaltes, die Einteilung des Geldes oder Anträge und Kontakt mit Behörden.

Vielen herzlichen Dank für Ihre ausführlichen und ehrlichen Auskünfte!

Zusammenfassung: Martina Ziegler